

Wolf G. Winning

**DIE GEHEIMEN DINGE
ZWISCHEN
HIMMEL UND ERDE**

Mystery-Thriller

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2024

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-791-2

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © nataliya_ua [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

19,50 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

*Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde,
als Eure Schulweisheit sich träumen lässt.*

William Shakespeare

PROLOG

Es ist still im Raum – eine Stille, die manch einer als beklemmend empfinden würde – jemand, der keinen Bezug zu alledem hat. Das Licht zahlreicher Kerzen schickt einen unruhigen Schimmer gegen die bröckeligen Steine des alten Deckengewölbes.

Das hier ist der geeignete Ort für sein Vorhaben, einen besseren könnte es nicht geben.

Er schleppt das hölzerne Gestell das einer Opferbank gleicht, in die Mitte des Raumes, an einen Platz, wo es einen sicheren Stand hat, prüft seine Festigkeit und ist zufrieden. Seine Hand berührt sacht das seidene Kissen, das die obere Fläche bedeckt, und ein boshafes Lächeln bringt einen diabolischen Zug in sein von alten Narben mühsam rekonstruiertes Gesicht.

Trotz der vielen brennenden Kerzen liegt zwischen den dicken steinernen Wänden eine feuchte Kühle, unter die sich ein leichter Modergeruch schleicht. Eine Atmosphäre wie geschaffen für seinen Plan. Hier wird es geschehen. Von hier aus soll die Welt verändert werden, befreit aus der Enge eines jahrtausendealten Korsetts.

Sein Blick gleitet langsam umher, und das Kerzenlicht spiegelt sich in seinen Augen wie jenes Feuer von damals. Dieses Feuer, das sein Leben verändert hat ...

Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr, jetzt geht es um höheres – etwas, das ihn unsterblich machen und seinen Namen unauslöschlich in die neu entstehende Welt einbrennen wird.

Viele Jahre hat er sich darauf vorbereitet und gewartet. Jetzt ist er seinem Ziel so nahe wie nie zuvor.

Mit sorgsam einstudierten Bewegungen schreitet er zu dem angrenzenden kleinen Raum, der einer Requisitionskammer gleicht und in dem er seinen großen Auftritt akribisch vorbereiten wird. Ein dunkler Umhang mit Kapuze

hängt an einem frei stehenden Ständer. Ein Spiegel an der Wand über einem Tischchen, das mit Dosen, Schachteln und anderen Schminkutensilien beladen ist.

Im Vorbeigehen greift er nach dem doppelläufigen Schrotgewehr, das an der Wand lehnt, betrachtet es mit einem nachdenklichen Blick. Seine knöchernen Hand streicht über den Schaft aus dunklem Walnussholz. Er wird es nicht brauchen, alles wird so ablaufen, wie er es geplant hat.

Aber man kann ja nie wissen ...

ERSTER TEIL

VERENA

1.

Da war es wieder ganz deutlich, dieses unbehagliche Gefühl, als ich vor dem Haus ankam, in dem Andrea gewohnt hatte – gewohnt hatte und gestorben war.

Andrea ist tot.

Tot? Wer sagte das?

Niemand hatte es mir gesagt. Ich war nicht bei ihr, als sie starb, aber ich habe den Augenblick gespürt. Ich weiß auch, dass meine Wirklichkeit nicht immer die gleiche ist wie die anderer Menschen. Wir waren eineiige Zwillinge gewesen – und nicht nur das ... Aber die unumstößliche Gewissheit lag noch vor mir.

Das Haus, ein zweistöckiges Gebäude im Landhausstil, etwas rustikal, schaute mir mit düster glasigen Augen entgegen, als sei es nicht gewillt, mich willkommen zu heißen. Andrea musste mit ihren Bildern eine Menge Geld verdient haben, um sich das leisten zu können. Seltsam nur, dass es mir auf unergründliche Weise vertraut vorkam, so, als wäre ich schon einmal hier gewesen, als hätte ich diesen breiten Kiesweg, der vom Gartentor zur Haustür führte, schon einmal unter meinen Füßen gehabt. *Andreas bildhafte Schilderungen. Schließlich war sie ja Malerin.*

Ich blieb kurz stehen und ließ meinen Blick verwundert über die Fassade mit den geheimnisvoll schimmernden Fenstern gleiten. Die beiden serbischen Fichten, die sich rechts vom Haus schlank in den tristen Himmel reckten, schwankten im aufkommenden Wind hin und her wie Trunkenbolde. Hinter der linken Ecke des Hauses lugte eine Haarbirke hervor, als wollte sie schauen, wer da kam. Ihre Zweige schlenkerten im leichten Wind wie Spinnenarme hin und her.

Ich hatte das Gefühl, ich wäre enttäuscht gewesen, hätte dort keine Birke gestanden. Wie eine Schlafwandlerin kam ich mir vor. Mein Herz erbebte unter kurzen, nervösen Schlägen, schien anzuschwellen, so, dass ich Angst bekam, es könnte keinen Platz mehr in meiner Brust haben. Ungewollt klammerten sich meine Gedanken plötzlich wie liebestrunkene Kuscheltiere

an die unsinnige Hoffnung, alles könnte vielleicht ein Irrtum sein, und ich sah Andrea vor mir, so lebendig wie eh und je, mit ihren blonden Haaren und den blauen Augen, die mich anlächelten, als wollten sie sagen: *Hereingefallen, hereingefallen!* So wie früher bei unseren kindlichen Spielen. Jedoch wusste ich untrüglich, dass es kein Irrtum sein konnte. Jenes telepathische Wissen, das uns beide zu Lebzeiten verbunden hatte, war stärker als alle Hoffnung – und der Anblick dieses Hauses machte mir klar, dass ich mich der unerbittlichen Härte des Lebens stellen musste.

Meine Schritte knirschten zögernd und etwas unsicher über den Kies, als ich mich weiter dem Haus näherte. Plötzlich spürte ich ganz deutlich einen Schauer, der durch meine Glieder fuhr.

Angst? Warum? fragte ich mich, leicht verärgert über meine Sensibilität. Wovor sollte ich mich fürchten? Vielleicht davor, dass Andrea mir als Geist erscheinen würde, oder davor, dass dieses Haus ein Geheimnis in sich barg, dem ich lieber nicht auf die Spur kommen sollte? *Einfach lächerlich. Für dich nicht auf wie ein Kind!*

Die wenigen Stufen bis zur Pforte hinauf brachte ich hinter mich und presste meinen Finger auf den eisernen Klingelknopf, der aus einer mit floralen Elementen verschnörkelten Platte unscheinbar hervorschaute, als wollte er sich vor unerwünschten Besuchern verstecken. Mit klopfendem Herzen stellte ich endlich meine große Reisetasche neben mir ab, und während ich auf eine Reaktion aus dem Innern des Hauses wartete, klang das seltsame Gefühl der Angst in mir langsam ab. Das Verhältnis, das ich zu meiner Zwillingsschwester gehabt hatte, war, oberflächlich ausgedrückt, immer außergewöhnlich gewesen, so dass es für Verwunderung über solche Kleinigkeiten eigentlich keinen Grund gab.

Der Gedanke, niemand könnte mir öffnen, stieg unterschwellig in mir auf. Wer sollte denn öffnen? Andrea war tot. Doch da sie zu Lebzeiten nie eine besondere Köchin oder Hausfrau gewesen war, rechnete ich bei einem solchen Domizil mit einer Art Haushälterin.

Gerade wollte ich es noch mal probieren, und meine Hand begann sich schon in Richtung Klingelknopf zu bewegen, da hörte ich ein Geräusch von jenseits der Tür, und die Unruhe in mir lebte wieder auf. Ich bemerkte flüchtig eine schattenhafte Bewegung hinter dem oliv getönten Strukturglas, das durch ein vorgesetztes schmiedeeisernes Gitter gesichert war. Die schwere Eichentür öffnete sich schließlich zögernd und kraftlos, und das Tages-

licht, das durch die halb geöffnete Tür in die Dämmerung des dahinterliegenden Raumes drängte, offenbarte mir den Anblick einer zierlichen Gestalt. Vor allem jedoch zog dieses käsig, von schlaffer Haut gekennzeichnete Gesicht meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Frau, die mir mit stechenden, leicht erschrockenen Augen entgegenstarrte, trug eine Brille mit starken, runden Gläsern, die ihren Blick seltsam intensiv wirken ließen und ihrem Gesicht, im Zusammenspiel mit der kleinen, spitzen Nase, etwas Eulenhaftes verliehen.

Der Schreck, mit dem sie mich ansah, währte nur kurz, und die Hand, mit einer zuckenden Bewegung zum Mund unterwegs, änderte auf halbem Wege ihre Absicht und blieb in Höhe des Schlosses am Rand der Tür hängen.

„Ich bin Verena Bartosch“, erklärte ich ihr. „Andreas Zwillingsschwester.“

Die Frau in der Tür blinzelte kurz und sah mich weiterhin unverwandt an.

„Ich weiß“, brachte sie schließlich heraus, und ihre schmalen, Lippen bewegten sich kaum dabei. „Sie hat einige Male von Ihnen gesprochen.“ Sie holte tief Luft und ließ einen kleinen Seufzer folgen. „Im ersten Moment, als Sie da so plötzlich vor mir standen, da ... da dachte ich ...“ Sie sprach den Satz nicht zu Ende und öffnete stattdessen die Tür ein Stück weiter. „So kommen Sie doch rein.“

Ich hob meine Tasche auf und trat in ein Vestibül, das ich bei der Größe des Hauses erwartet hatte, das aber auf mich düster wirkte. Ich registrierte rechts und links Türen, die in dahinter befindliche Räume führten, von denen lediglich die erste zu meiner Linken halb offenstand und einen Hauch von Kaffeeduft zu mir herüberschickte. In der Mitte hing eine Ampel aus Messing und getöntem Glas von der hohen Decke herunter, und rechts im Hintergrund erhob sich eine hölzerne Treppe, die im Bogen hinauf in das obere Stockwerk einlud.

„Ich bin Frau Immler. Ihre Schwester hat mich allerdings stets Walburga genannt. Das ist mein Vorname.“

Vorname. Wäre ich nie draufgekommen. Ich trat ein paar Schritte in den Raum und drehte mich zu ihr um. Sie stand noch immer neben der geöffneten Tür, als wäre sie sich nicht ganz schlüssig, ob ich bleiben oder gleich wieder gehen wollte. Ein Steckkamm hielt an ihrem Hinterkopf die zu einem Knoten verschlungenen Haare fest. Ihre schmale und magere Gestalt wurde von einem schlichten, kittelartigen Kleid umhüllt, aus dessen Ausschnitt sich ein

faltiger Hals emporreckte, und sie wirkte in der großen Eingangshalle wie eine vertrocknete Pflanze.

„Sie haben sich viel Zeit gelassen“, sagte sie und schloss jetzt doch die Tür, als der Wind hereinfuhr. Es war eine Feststellung ohne Vorwurf und wohl mehr als Frage gemeint. „Wir haben sie schon vor zwei Wochen beerdigt.“

Mein Hals fühlte sich plötzlich trocken an, und ich konnte vorerst nur mit dem Kopf nicken. Frau Immler schaute mich an und schwieg fragend.

„Ich ... ich war in Australien. Da konnte ich so schnell nicht hier sein.“

Ihre Brauen zuckten in die Höhe. „Australien“, hauchte sie beinahe ehrfurchtsvoll und lege ihre beiden Hände vor ihrem mageren Leib zusammen. „Haben Sie ständig dort gewohnt?“

Ich schüttelte den Kopf und ließ meinen Blick die Treppe hinaufspringen bis zu einer Art Galerie, die den oberen Teil der Halle säumte. „Ich war nur ein paar Monate dort auf Reisen.“

„Auf Reisen“, hörte ich sie wiederholen, und sie konzentrierte sich für einen Augenblick auf meine Tasche, die hinter mir stehen geblieben war. „Wie konnte man Sie denn dort ausfindig machen?“

„Hat man nicht“, sagte ich knapp. Bevor sie weiter fragen konnte, erklärte ich jedoch: „Ich habe es gefühlt. Andrea und ich standen uns seelisch sehr nahe. Es ging ihr schon vor ein paar Monaten mal schlecht, gerade als ich nach Australien reiste, nicht wahr?“

Sie schaute mich an wie eine Erscheinung, die man nicht so ganz begreifen kann. „Ja. Ja, es ging ihr in der letzten Zeit nicht sehr gut.“

Da war noch mehr. Ich wusste, dass da noch mehr war, doch ich fragte nicht danach. Jetzt war nicht die richtige Zeit dafür. Ich war müde, und ich wusste, dass das alles nicht so leicht zu klären sein würde.

Ich wusste ... Was wusste ich eigentlich? Was ahnte ich?

Wissen und ahnen – alles ist noch so unklar, so Schwindel erregend.

Etwas Weiches strich plötzlich an meinen Waden entlang, ich zuckte leicht zusammen und schaute rasch nach unten, direkt in ein pechschwarzes Gesicht mit einer rosigen Nase und gelbgrünen Augen, die durch senkrecht geschlitzte Pupillen zu mir heraufsahen. Ein Teufel, dachte ich bei mir, ein niedlicher kleiner Teufel – aber immerhin ...

„Das ist Mephisto“, klärte mich Walburga Immler auf. „Den hat Ihre Schwester hinterlassen.“

Also doch ein Teufel. Ich hatte richtig getippt.

„Dass sie 'ne Katze hatte, wusste ich nicht.“

„Ein Kater“, verbesserte Walburga mit einem geheimnisvollen Lächeln darüber, dass es auch etwas gab, das ich nicht wusste. „Sie besaß ihn noch nicht sehr lange. Jemand hat ihn ihr mal geschenkt.“

Ich taxierte den schwarzen, seidig glänzenden Buckel, der neuerlich an meinem Bein entlang wischte. Der steil erhobene buschige Schwanz schwankte wie eine tanzende Schlange hin und her. Wer schenkt jemanden einen solchen Kater, der Mephisto heißt?

„Sie wollen sich sicherlich ausruhen nach der Reise“, hörte ich sie sagen, und meine Gedanken zerflossen unter ihren Worten, und meine Aufmerksamkeit kehrte zu ihrem Gesicht zurück, diesem seltsamen Eulengesicht, und sie sagte: „Wollen Sie ... in *ihrem* Zimmer schlafen?“ Während sie mitten in diesem Satz kurz zögerte, hatte sie mich mit diesen runden Vogelaugen angesehen, die durch ihre starken Brillengläser seltsam vergrößert wurden.

„Ist sie dort gestorben?“

„Nein ..., nein, dort nicht.“

Etwas kam mir seltsam an dieser Frau vor. Vielleicht war alles seltsam an ihr.

Wie war Andrea gestorben? Woran war sie gestorben? Fragen, die plötzlich auf mich einstürmten wie drängelnde Hunde. Aber ich scheute mich davor, es jetzt zu klären, hier zwischen Tür und Angel gewissermaßen. Ich war tatsächlich müde. Oder hatte ich einfach nur Angst vor etwas? Vor dieser Gewissheit, die jener Ahnung folgen musste? Andrea war noch zu jung zum Sterben gewesen.

Während diese Gedanken durch meinen Kopf stolperten, hatte sie geduldig gewartet und mich nur stumm fragend angesehen. Jetzt fragte sie: „Soll ich Ihnen erst mal das Haus zeigen, damit Sie sich zurechtfinden?“ Meine Zustimmung wohl voraussetzend, bückte sie sich nach meiner Tasche und hob sie, trotz ihrer zerbrechlich wirkenden Statur, mühelos auf.

„Danke, nicht jetzt“, sagte ich, noch immer etwas abwesend, und nahm ihr die Tasche ab. „Ich denke, ich werde vorerst allein zurechtkommen.“ Ich ging zur Treppe und drehte mich vor der ersten Stufe noch einmal halb um. „Das Schlafzimmer ist doch oben?“

Walburga nickte nur stumm, und ich stieg, gefolgt von Mephisto, die hölzernen Stufen empor, von denen einige unter meinem Gewicht protestierend knarrten; jedenfalls klang es in meinen Ohren nicht wie ein Willkommens-

gruß. Das Haus war nicht gerade hell und freundlich zu nennen und wohl schon älter als der erste Eindruck von außen es vermuten ließ. An den Balustren des Geländers entdeckte ich einige wurmstichige Stellen. Je höher ich kam, desto dämmeriger wurde es. In den oberen Ecken lauerten die geheimnisvollen Schatten ungewohnter Umgebung, und es hätte mich nicht verwundert, dort irgendwo einer von Rost zerfressenen Ritterrüstung zu begegnen.

Andreas Schlafzimmer fand ich auf Anhieb, denn es war die erste Tür nach dem Ende der Treppe. Auch hier oben knarnten einige Dielen des Fußbodens, und im Zimmer empfing mich das schummrige Halbdunkel eines ungenutzten Raumes mit dem dumpfen Geruch abgestandener Luft. Den schwarzen Kater hatte ich durch ein schnelles Schließen der Tür ausgesperrt. So tief war unsere Freundschaft noch nicht, dass ich akzeptieren konnte, das Bett mit ihm zu teilen. Nur wenig Tageslicht drängte sich durch die Schlitzle der geschlossenen hölzernen Fensterläden.

Trotzdem kam ich mir nicht wie ein Eindringling vor. Ich setzte meine Tasche ab, durchquerte den Raum zum gegenüberliegenden Fenster. Zu meiner Rechten unterbrach noch eine Gaupe die dort befindliche Dachschräge. Ich öffnete das Fenster, drückte die Läden auseinander, und während ich sie an der Außenwand befestigte, wühlte der Wind in meinem Haar und in den Rhododendren hinter dem Haus. Die Rückfront wies nach Westen, dem etwas entfernt liegenden Städtchen abgewandt. Ich stellte fest, dass der Rasen ordentlich gemäht war, und eine Wildrosenhecke bildete den Abschluss des Grundstücks. Dahinter erhob sich ein Erdhang mit hohem Gras und Unkraut bewachsen, in dem die Böen mit unregelmäßig tanzenden Wellen ihr Spiel trieben. Als ich mich umdrehte, war es heller im Raum, und ich bemerkte, dass es aufgeräumt und ordentlich aussah. Das Bett war sauber und gemacht, so, als wartete es darauf, dass Andrea sich hineinlegte.

Andrea!

Der Anblick ihres unbenutzten Bettes versetzte mir einen Stich. Mit einer raschen Bewegung hob ich die Zudecke hoch und warf sie beiseite, einfach irgendwohin. Dann zog ich meine von der langen Reise etwas zerknitterte Jacke aus, und mein Blick tastete sich das erste Mal bewusst durch den Raum, der außer von Andreas Bett von einem geräumigen Schrank mit hellem Furnier aus Ahorn dominiert wurde. Gegenüber dem einen Fenster befand sich ein großer Spiegel, zu dem ein Frisiertisch aus gleichem Holz

gehörte, und ein runder Hocker davor. Seitlich neben dem Nachttisch stand ein Stuhl aus dunklem Palisander, der sich zwischen dem anderen Mobiliar wie ein Fremdkörper ausnahm. Und schließlich ergänzte ein zu entspanntem Sitzen einladender Rattansessel mit buntem Sitzkissen die Einrichtung. Gut. Man konnte sich hier durchaus wohl fühlen, besonders, wenn man so müde war wie ich.

Ich suchte nach einem Kleiderbügel und wurde im Schrank fündig. Der war gefüllt mit Kleidern.

Andreas Kleidern!

Ich stand davor und starrte sie eine Weile an, dann hängte ich meine Jacke auf den Bügel und außen an den Schrank, nachdem ich ihn wieder geschlossen hatte. Schließlich streifte ich mir die Schuhe von den Füßen. Ich hörte sie irgendwo auf den Boden poltern, warf mich rücklings auf das Bett und blickte nach oben zur Deckenschräge. Draußen fuhr ein ruppiger Wind um die Ecken des Hauses und rüttelte mit seinen gestaltlosen Händen an den Fensterläden, so, als wollte er sagen: *Mach, dass du wegkommst! Du hast hier nichts zu suchen. Als sie dich brauchste, warst du nicht da. Also was willst du jetzt hier?*

Ich bin jetzt hier zu Hause, dachte ich trotzig. Zu Hause – wie komisch das klingt. Na ja, zumindest vorläufig. Wo sollte ich sonst auch hin? Ich werde hier in Ruhe mein Buch schreiben, für das ich in Down under recherchiert habe. Und dann ...?

Gedankliches Schulterzucken. Wer weiß schon, was später sein wird, dachte ich noch, während meine Augenlider schwer wurden, denn ich war wirklich hundemüde. Niemand weiß, was einmal kommt. Auch Andrea und ich konnten es nicht wissen.

Andrea ...

Als Zwillinge glichen wir uns wie ein Ei dem anderen. Eineiige eben. Manchmal, wenn sie sprach, schien es mir wie das Echo meiner eignen Gedanken, und ich spürte den Gleichklang unserer Herzen. Doch irgendwann war das Gemeinsame zu Ende gewesen und hatte nur noch in unseren Gedanken und Empfindungen existiert – irgendwann vor langer Zeit.

Und jetzt ...?

2.

Die Straße ist schmal und uneben, und ich schwanke auf dem Sitz in der Kutsche hin und her. Es ist Nacht, und die Fahrt geht durch finsternen Wald mit alten, bemoosten Bäumen, vorbei an schroffen Felsen. Der Kutscher auf dem Bock vor mir hat den Zylinder tief in die Stirn gedrückt, und sein schwarzer Umhang flattert im Wind wie die Flughäute einer Fledermaus. Ein Schwarm Krähen gaukelt zwischen dem Wald und den bleigrauen, tiefziehenden Wolken wie Fetzen verkohlten Papiers. Ihre harten Stimmen wehen über das Land – einsame, verlorene Rufe.

Vier schwarze Pferde zerren die Kutsche hinter sich her, als flögen sie eine Steigung hinauf, und dann krallt sich der schmale Weg an eine feucht schimmernde Steilwand, und unmittelbar neben dem Gefährt lauert ein bodenloser Abgrund ...

Der Kutscher knallt mit der Peitsche, und seine dröhnende Stimme wird vom Wind hinweg gerissen.

Wohin bringt dieser Kerl mich? Wohin?

Der Wind heult um das Haus ...

Haus?

Verwirrt schaue ich herum.

Hier gibt es kein Haus!

Nur einsame Düsternis ...

Ich schreckte hoch, riss die Augen auf und starrte gegen die Decke über mir, finster in der Dämmerung. Und jetzt hörte ich tatsächlich den Wind um das Haus fegen.

Das Haus!

Andreas Haus.

Ich bin mit einem Taxi vom Bahnhof hergefahren, nicht in einer Kutsche. Das war etwas aus einem anderen Leben, aus einer anderen Zeit. Ich erinnerte mich noch genau, dass der Taxifahrer abstehende Ohren hatte und keinen Zylinder trug.

Wie konnte ich ...? Wo ...? Was hatte das zu bedeuten? War dieser Traum ein böses Omen, ein Hinweis darauf, was mich hier noch erwartete?

Quatsch! Seit wann lässt du dich von Träumen aus der Fassung bringen?

Ich hatte nicht gemerkt, wie der Schlaf plötzlich über mich gekommen war. Aber jetzt war ich wieder wach, wieder in der realen Welt angekommen.

Wie lange hatte ich wohl geschlafen?

Draußen begann es zu dunkeln, es musste also eine ganze Zeit lang gewesen sein.

Ich schwang die Beine vom Bett herunter und blieb eine Weile auf dessen Rand sitzen, lauschte den schwachen Geräuschen in der Stille nach. Irgendwo war ein Knacken gewesen. Ein leises Knarren von Holz zog durch das Haus, als liefe jemand herum.

Langsam und bedächtig erhob ich mich von der Bettkante, ging zur Tür und öffnete sie leise ..., spähte hinaus.

Die Eingangshalle unter mir lag bereits in einem diffusen Fastdunkel, und niemand war da. Nur das Knarren setzte sich noch einmal durch und erstarb dann wieder. Ich fühlte, wie eine Gänsehaut über meinen Körper kroch.

Ebenso leise wie ich die Tür geöffnet hatte, schloss ich sie wieder und lehnte mich mit dem Rücken dagegen. Ein tiefer Atemzug, ein kurzes Tasten nach dem Lichtschalter und es war vorbei. Merkwürdig, wie die plötzliche Helligkeit im Raum die Dämonen der Fantasie rasch und übergangslos vertrieb.

Der Wind drückte gegen das Haus. Es knackte wieder, aber diesmal berührte es mich nicht mehr. Holz arbeitet, sagte ich mir, und in einem alten Haus entstehen Geräusche, die sich eben nur bei Dunkelheit logischen Erklärungen entziehen.

Ich begann damit, meine Reisetasche auszupacken, und versuchte, zwischen Andreas Sachen einen Platz für meine eigenen zu finden. Von Andrea waren genügend Kleidungsstücke vorhanden, und da wir beide von gleicher Statur waren, würde es für mich keinen Mangel geben. Andrea hätte bestimmt nichts dagegen. Ich fand unter ihren Sachen einen bequemen Hausanzug und zog ihn an, und das gab mir das Gefühl, jetzt zu Hause zu sein.

Im Übrigen deckte Andreas Kleidung nur alltägliche Bedürfnisse ab. Nichts deutete darauf hin, dass sie viel Geld dafür ausgab, kein Luxus, keine Extravaganzen.

In einer Schublade des Frisiertisches fand ich ein paar Fotos aus unseren Kindertagen: Andrea auf ihrem neuen Fahrrad, Andrea und ich vor dem Haus am Gartenzaun, ein altes Klassenfoto. Außerdem war da noch ein Buch über Biotechnologie und eines über Anomalien und Missbildungen in der Medizin.

Befremdet tastete mein Blick diese broschiierten Bücher ab. Ich wusste gar nicht, dass Andrea sich für so etwas interessiert hatte. Oder gab es einen bestimmten Grund für die Existenz dieser Bücher?

Ein Fläschchen Eau de Cologne und eine Dose mit Handcreme – nicht viel, was es sonst zu entdecken gab.

Der Druck meiner Blase trieb mich schließlich dazu, meine neue Umgebung zu erkunden, und ich verließ das Zimmer, beugte mich kurz über das Geländer der Balustrade, die hufeisenförmig um die Eingangshalle herum lief, und schaute nach unten. Es war dunkel und niemand da. Ich wandte mich nach rechts und ertastete eine Tür, die in ein Badezimmer führte.

Ein Stück weiter entdeckte ich eine Toilette und schlüpfte erleichtert hinein. Danach fühlte ich mich besser und kehrte zum Schlafzimmer zurück. In dem hellen Schein der von dort hinaus fiel, blieb ich einen Moment stehen und schaute zur anderen Seite hinüber. Dort war eine weitere Tür, und ich fragte mich, wohin sie wohl führen mochte. Aber die dort herrschende Dunkelheit hatte etwas unheimlich Lauerndes an sich.

Ich zögerte kurz, dann siegte die Neugier in mir, und ich folgte dem Schein, der mir den Weg entlang des Geländers wies bis hinüber zu der anderen Tür.

Der letzte Rest des dahinsterbenden Tages, warf noch einen schwachen Schimmer durch ein großes Fenster in jenen Raum, in den ich jetzt eindrang, und ließ einige seltsame Gestelle sichtbar werden, die sich erst nachdem ich die Deckenlampe einschaltete, als Staffeleien entpuppten, die Andrea zum Malen ihrer Bilder benötigt hatte. Mehrere Spezialstrahler verteilten das Licht bereitwillig und schattenarm in jede Ecke des Raumes.

Auf einer dieser Staffeleien befand sich eine ungerahmte Leinwand mit einem unfertigen Bild, an dem Andrea wohl bis zu ihrem Tode gearbeitet hatte. Es war ein düsteres, ja erschreckendes Bild, das so gar nicht ihrer Art entsprach: Eine dunkle Gestalt vor dem Hintergrund einer nicht sichtbaren diffusen Lichtquelle, die jene Figur als schwarze Silhouette ohne Gesicht oder sonstige Erkennungsmerkmale erscheinen ließ, eingehüllt in einen weiten, formlosen Umhang, den rechten Arm in pathetischer Geste erhoben, als wollte er einen Segen oder auch Fluch über jemanden bringen.

Mir fiel unwillkürlich der Kutscher aus meinem Traum ein, der dieser Gestalt zu ähneln schien, die ich jedoch nicht beschreiben konnte.

Gibt es eine Beziehung zwischen meinem Traum und diesem Bild?

Ich kämpfte gegen die Gänsehaut an, die meinen Körper erneut zu überziehen drohte, und schüttelte diesen Gedanken von mir ab. *Was ist nur mit dir los, seit du in dieses Haus gekommen bist?* Bestimmt war es lediglich die gleiche Düsternis, die einen solchen Zusammenhang herzustellen versuchte und mein nüchternes Realitätsbewusstsein ins Wanken gebracht hatte.

Was war nur in Andrea vorgegangen? Was hatte sie veranlasst, ein solches Bild zu malen, und wie lange mochte sie schon damit zugebracht haben? Was war hier in diesem Haus vorgegangen? Was war in Andreas Seele vorgegangen, von dem ich im fernen Australien nur eine flüchtige Ahnung gehabt, aber nichts gewusst hatte?

Ahnung und Wissen – wie weit konnte es auseinanderklaffen? War die Entfernung daran schuld, oder war ich von meinen Recherchen im Outback zu sehr in Anspruch genommen worden, wodurch der geistige Zusammenhang mit meiner Schwester gestört war? Gab es überhaupt eine Schuld, die man dafür heranziehen konnte?

Ich spürte eine Menge ungelöster Fragen in mir, die mit Andrea, diesem Haus und irgendwelchen seltsamen Vorgängen zu tun hatten, und wandte mich von dem unfertigen Bild auf der Staffelei ab. Es gab noch andere, fertige Bilder, die auf einem langen Regal an der Wand standen. Freundliche, fantasievolle Bilder, die eher jener Andrea entsprachen, die ich kannte.

Das Porträt eines jungen Mannes fiel mir darunter besonders auf. Ich betrachtete es lange und versuchte zu ergründen, was seine Malerin dabei empfunden haben mochte, kam damit jedoch zu keinem schlüssigen Ergebnis.

Andrea hatte Portraits nur sehr selten gemalt und nur im festen Auftrag von Kunden. Wer mochte den Auftrag zu diesem Bild gegeben haben? Langsam begann mir bewusst zu werden, wie lange ich Andrea schon nicht mehr gesehen hatte. Seit jenem unglückseligen Vorfall von damals waren es wohl nur ein paar Mal gewesen. Aber wir hatten hin und wieder telefoniert.

Mein Blick irrte etwas verunsichert durch den Raum, streifte flüchtig einen Computer in einer Ecke, ohne ihn näher zur Kenntnis zu nehmen. Rechts im Hintergrund bemerkte ich eine kleine Tür, die eigentlich nur in eine Art Abstellkammer führen konnte, denn der Raum dahinter konnte nicht groß sein. Ich weiß bis heute nicht zu sagen, was mich an dieser Tür so angezogen hatte, dass ich hinging, um sie zu öffnen. Sie knarrte in den Angeln, und der Raum dahinter war dunkel. Ich ertastete mit meiner Hand einen Lichtschal-

ter, einen altmodischen Schalter mit einem kleinen Hebel, der überlaut klackte, als mein Finger ihn herunter kippte.

Das abrupte Licht einer schwachen Glühbirne enthüllte vor meinen Augen etwas, das es gar nicht geben konnte und das mir schlagartig das Gefühl gab, als wiche das Blut aus meinem Kopf und sackte irgendwo durch meine Adern nach unten.

Eine Gestalt hing von der schrägen Decke herab, mit einem Strick um den Hals.

Andrea!

Über ihr bläulich angelaufenes Gesicht zogen sich einige lockere Strähnen ihres blonden Haares, durch die hindurch mich ihre hervorquellenden Augen anstarrten. Der Mund war leicht geöffnet und ließ einen Teil ihrer dunklen Zunge frei.

Ich hörte mich aufschreien, schloss die Augen und schlug die Hände vors Gesicht. So stand ich da und spürte das Zittern in mir, und ich meinte, Andreas Stimme zu hören, ohne in meinem Schock zu verstehen, was sie sagte.

3.

Wie lange mochte es gedauert haben, bis meine Handflächen von meinem Gesicht rutschten und sich in meinem vereisten Gehirn langsam die Erkenntnis auszubreiten begann, dass all das, was ich da zu sehen geglaubt hatte, nicht sein konnte? Langsam, noch immer auf neue Schrecken gefasst, öffnete ich die Augen.

Das Schlimmste schien vergangen, aber das, was noch geblieben war, ließ das eigentlich Schreckliche zur endgültigen Wahrheit werden. Andreas Körper war verschwunden, und mein zitternder Blick tastete sich misstrauisch im schwachen Licht der nackten Glühbirne nach oben ...

An der nicht isolierten Unterseite des Daches über mir waren die nackten Ziegel sichtbar. Zwischen diesen und einem Dachbalken war ein ausreichender Zwischenraum, um einen Strick hindurch zu schlingen, dessen abgeschnittenes Ende von dort aus noch etwa zwei Handbreit schonungslos herabhing.

Dieser Anblick war es wohl, der meinen Schock und die damit verbundene Sinnestäuschung ausgelöst hatte, so erschreckend deutlich, dass ich sie einen Moment lang für real gehalten hatte.

War Andrea so gestorben?

Selbstmord?

Ich konnte es nicht glauben. Hielt die Täuschung meiner Sinne noch immer an?

Misstrauisch suchten meine Augen nach weiteren Indizien. Ein kleiner Schemel verharrte ordentlich hingestellt an der Wand. Einige Pappkartons, deren Inhalt mich nicht interessierte.

Ich hörte das Knarren auf der Treppe, ausgelöst durch hastige Schritte, und verließ die Kammer mit ihrer schrecklichen Offenbarung im selben Moment, als Frau Immler atemlos in der Tür zum Atelier erschien. Sicherlich ange- lockt durch meinen Schrei, von dem ich nicht sagen konnte, wie laut und wie lang er gewesen war. Ihr Gesicht war neuerlich von Schrecken gezeichnet, ob nun durch die Situation oder die Tatsache hervorgerufen, dass ich Andreas Hausanzug trug, konnte ich nicht sagen, und das war im Moment auch unwichtig.

„Sie ... Sie hätten das nicht allein tun sollen“, stammelte sie. Zwei riesige Eulenaugen huschten ängstlich hinter dioptrinstrotzenden Brillengläsern hin und her. „Warum konnten Sie nicht warten, bis ich Sie auf all das vorbereitet hätte? So was muss man jemandem doch schonend beibringen. Warum nur haben Sie das getan?“

Ich hielt es für überflüssig, nach einer Antwort auf diese rein rhetorische Frage zu suchen. Zweifellos hatte sie Recht, und ich war selber schuld an allem.

„Ist ... meine Schwester auf diese Weise gestorben?“, wisperte ich mit etwas kränklicher Stimme. „Hat sie sich hier ...?“

Walburga Immler nickte stumm.

„Aber warum? Können Sie sich einen Grund dafür vorstellen?“

Kopfschütteln und starr blickende Augen. Dann sagte sie: „In den letzten Monaten war sie sehr verändert, ernster, in sich gekehrt, so als ob sie etwas bedrückte. Aber sie wollte darüber nicht reden.“

„Haben Sie Andrea gefunden?“

„Ja. Und es war schrecklich.“

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Den Anblick, den mir meine übersensiblen Sinne vorgegaukelt hatten, musste diese Frau tatsächlich ertragen haben.

„Sie musste bestimmt schon zwei Tage dort ge...“ Sie druckste herum, während ihr linker Mundwinkel zuckte. „Ich habe zuerst gedacht, sie sei, ohne mir was zu sagen, irgendwohin gefahren. Doch dann kamen mir Bedenken, denn das hatte sie noch nie getan. Ich begann nach ihr zu suchen, ich habe durch das ganze Haus nach ihr gerufen und schon daran gedacht, die Polizei zu alarmieren. Doch die hätten wohl nichts unternommen. Ich weiß, dass sie bei erwachsenen Leuten nichts tun, solange kein konkreter Verdacht für etwas vorliegt. Und dann dachte ich daran, zuerst mal genau das Haus abzusuchen. Vielleicht, so sagte ich mir, wäre ihr hier was passiert und sie könne sich nicht mehr bemerkbar machen. Ich hätte das natürlich gleich tun sollen und es nicht bei Rufen belassen. Aber wer denkt denn gleich an was Schlimmes.“

Ich bemerkte jetzt auf ihrer Stirn winzige Schweißtröpfchen, die gewiss nicht vom hastigen Treppensteigen kamen.

„Ich fing im Keller an und stöberte durch alle Ecken und Winkel, ohne was auszulassen, bis ich hier oben ...“ Sie verstummte, schniefte kurz durch ihre schmale Nase und warf hilflose Blicke zu der noch immer offenstehenden Tür der Abstellkammer hin, zerrte dann ein Taschentuch aus der Schürze hervor, um sich damit geräuschvoll die Nase zu putzen. „Und da ...“, setzte sie schließlich wieder an, wischte noch ein letztes Mal unter ihrer Nase entlang „da ...“

„Haben Sie sie ...?“

Sie wich entsetzt einen halben Schritt zurück. „Nein.“ Sie schüttelte dabei den Kopf. „Nein, ...nein, das konnte ich nicht. Das hat die Polizei gemacht.“

„Die Polizei.“

„Ich musste doch die Polizei rufen. In einem solchen Fall muss man die Polizei rufen, wissen Sie.“

„Ja, natürlich. Aber Sie hätten wenigstens diesen verdammten Strick entfernen können.“

Walburga trat von einem ihrer dünnen Beine auf das andere, und ihr Atem hatte sich noch immer nicht ganz beruhigt. „Ich ... ich konnte diesen Raum

nicht mehr betreten, kein einziges Mal. Es war auch so schwer genug hier allein in diesem Haus ...“

Ja, ich konnte ihr das nicht zum Vorwurf machen, und jetzt, da der Schock in mir bis auf ein leises, dumpfes Summen abgeklungen war, kam mir meine Äußerung ziemlich grob vor.

Ich holte tief Luft, so, als ob mir das mentale Stärke verleihen könnte, und drehte mich um. Noch einmal wagte ich mich in jene Schreckenskammer zurück, zerrte mit zusammengepressten Lippen den kleinen Holzschemel heran und stieg darauf. Es war mühsamer als gedacht, mit meinen zitternden Fingern den Knoten zu lösen, und ich konnte nicht verhindern, dass mir dabei die Tränen in die Augen schossen.

Andrea, dachte ich, *verdammst, Andrea!*

Endlich war es geschafft. Ich plumpste mit einem ungeschickten Schritt vom Hocker herunter und warf den Rest jenes Strickes mit einer hastigen Bewegung in eine der dunklen Ecken neben den Pappkartons, so, als könnte ich damit auch den quälenden Schmerz wegwerfen, der in meiner Seele saß. Dann verließ ich den kleinen Raum mit dem Gefühl der Endgültigkeit und schloss die Tür hinter mir.

Walburga schaute mich an, mit einem Gemisch aus Bewunderung und leichtem Vorwurf hinter ihren dicken Brillengläsern.

„Das Licht.“ Ihre Stimme klang spröde.

Typisch Haushälterin, dachte ich, öffnete die Tür noch einmal, und ohne den Raum dahinter wieder zu betreten angelte ich mit der Hand um die Ecke und knipste das Licht aus.

Walburga stand noch an der gleichen Stelle und wirkte mit einem Mal viel ruhiger, als hätte die Beseitigung des *Corpus delicti* hinter mir ihr jegliche Angst genommen.

„Was wird jetzt aus mir?“, fragte sie gerade heraus, als gäbe es im Moment nichts Wichtigeres zu klären als dies, und folglich begriff ich nicht sofort, was sie meinte.

„Wie ..., was soll schon werden?“

„Nun“, die Schweißtropfen auf ihrer Stirn waren verschwunden, „Ihre Schwester hatte für Kochen und Haushalt nicht viel übrig – eine Künstlerin eben ...“

„Ich auch nicht“, unterbrach ich spontan, „ich bin Journalistin und arbeite an einem Buch ... Jedenfalls habe ich das hier vor.“ Der Gedanke an dieses

Haus mit all seinen Problemen, die der Alltag mit sich bringen würde, machte mir Angst. „Ich weiß allerdings im Moment noch nicht, ob ich Sie mir leisten kann. Dazu muss ich erst die gesamte finanzielle Situation klären.“

Sie schluckte, und etwas bewegte sich dabei in ihrem faltigen Hals auf und ab.

„Sie wollen also hier wohnen?“

„Das habe ich vor. Zumindest auf absehbare Zeit. Wissen Sie, wer der Nachlassverwalter meiner Schwester ist?“

Ihr Kopf bewegte sich ein paar Mal zögernd auf und ab. „Notar Dr. Winkel regelt diese Angelegenheit. Er war schon einige Male hier und hat sich nach Angehörigen der Verstorbenen erkundigt. Ich habe seine Karte unten, die kann ich Ihnen morgen geben.“

„Ja. Ich werde mich morgen darum kümmern müssen.“

„Dann kann ich Sie wohl jetzt wieder allein lassen. Oder haben Sie noch einen Wunsch? Möchten Sie noch etwas zu essen haben?“

Ich verneinte diese letzte Frage mit einem Kopfschütteln, und Walburga wünschte mir etwas reserviert eine gute Nacht und ging. Natürlich verspürte ich Hunger, aber ich bräuchte jetzt keinen Bissen hinunter. Mein Blick folgte dieser Frau noch, wie sie die Treppe hinunterging, aufrecht und zielbewusst, und ich dachte bei mir: eine seltsame Person, diese Frau Immler.

4.

Am nächsten Morgen war mein erstes Ziel der Friedhof. Den Weg dorthin hatte ich mir von Walburga Immler erklären lassen. In der Nacht musste es kurz geregnet haben, die Straßen waren noch feucht und die Luft klar und kühl. Der Himmel über mir hatte sein tristes Gesicht behalten, das zum Besuch eines solchen Ortes passte. Bleigraue Wolken zogen träge aber stetig dahin.

Der Friedhof war nicht sehr groß, und so fand ich das Grab, so wie es mir Walburga beschrieben hatte, ohne bei der Verwaltung nachfragen zu müssen.

Eigentlich hatte sie mich begleiten wollen, doch ich zog es vor, diesen Gang allein zu unternehmen. Beim Notar hatte ich telefonisch einen Termin für den frühen Nachmittag vereinbart.

Die Erde, die sich über Andreas sterbliche Überreste wölbte, war noch frisch. Ein schlichtes hölzernes Kreuz war am Kopfende der Bestattungsstelle in die Erde gefügt, auf dessen Querholz Andreas Name stand und an der Senkrechten hinter einem kleinen, unscheinbaren Stern ihr Geburtsdatum. Darunter das ihres Todes mit einem winzigen Kreuzzeichen – die Geschichte eines Lebens in nichts sagenden kleinen Ziffern – ein Tropfen nur, entnommen aus dem Fluss der Zeit.

„Hallo, Andrea“, murmelte ich leise, und mein Blick tastete sich über die klumpige braune Erde und die wenigen verwelkten Blumen, die einsam und sich selbst überlassen herumlagen, als hätte sie jemand vergessen oder geworfen, so, als sollten sie Andreas Schicksal symbolisieren.

Ich stellte sie mir vor, wie sie aufgebart, still und friedlich als schliefe sie, in einem offenen Sarg lag, ein paar weiße Nelken, die sie so gemocht hatte, unter den gefalteten Händen. Eine Trauergesellschaft – wenn es denn eine solche gegeben haben mochte – mit fremden, ernst teilnahmslosen Gesichtern, ohne die üblichen Tränenstöße und erschütternden Schluchzer, die das Dahingehen ihrer Schönheit begleiteten. Und das Schreckensbild unter jenem Balken in der Abstellkammer war zusammen mit der Dunkelheit der Nacht verschwunden. Der stürmische Wind von gestern war zu einem leicht böigen Streicheln verkümmert.

Ich schaute wieder auf das Kreuz. Vierunddreißig Jahre lagen zwischen diesen beiden Zahlenreihen. Vierunddreißig Jahre Leben. Andrea würde nie mehr älter werden als vierunddreißig, sich nie mehr in jemanden verlieben, nie mehr lachen oder ihre Lieblingspeise essen. Sie würde nie mehr ein Bild malen ...

Und plötzlich schlug mir ein Schwall von Erinnerungen wie eine heiße Welle ins Gesicht. Erinnerungen an die Zeit, als wir noch Kinder waren und daran glaubten, dass das Leben ein ewig währendes lustiges Spiel sei. Und ich erinnerte mich in diesem Moment daran, wie sie eines Tages heulend nach Hause gehumpelt kam, weil sie sich den Knöchel des linken Fußes verstaucht hatte und ich sie trösten musste. Dabei war es mir, als spürte ich den gleichen Schmerz wie sie am Bein.

In unseren Wesenzügen unterschieden wir uns ein wenig. Ich war die etwas Dominantere und Andrea neigte mehr dazu, sich unterzuordnen. Sie war die Defensivere von uns, aber das war der einzige Unterschied. Sie heulte auch stets, wenn sie mal eine Ohrfeige von unserem Vater bekam.

Ich erinnerte mich, als wir schon erwachsen waren und ich ein kleines Apartment bewohnte. Unsere Eltern waren bei einer Gasexplosion einige Jahre zuvor beide ums Leben gekommen. Andrea tauchte eines Tages bei mir auf, weil sie Schutz und eine Unterkunft suchte. Sie war ziemlich verstört, und erst später, als sie ruhiger wurde, hatte ich erfahren, dass sie ihr Kunststudium abgebrochen hatte. Über den Grund dafür wollte sie partout nicht reden, und ich ließ sie in Frieden. Ich wusste ja, dass es in ihrem Leben eine Vorgeschichte gab, die sie sehr sensibel für gewisse Dinge gemacht hatte.

Mir schwebte auch noch diese Sache mit dem Lehrer vor – damals, als wir noch zur Schule gingen ... Merkwürdig, was für Erinnerungen einen durchlaufen, wenn man vor einem Grab steht – dem Grab eines Menschen, mit dem man so eng verbunden war.

Ich erinnerte mich an die ersten Fahrräder, die wir bekamen. Sie ein rotes und ich ein blaues. Und unsere Wege begannen sich erst etwas voneinander zu lösen, als Andrea anfang, Kunst zu studieren und ich meine Laufbahn als Journalistin begann.

Ja, und dann war sie plötzlich nach Jahren wieder bei mir aufgetaucht, hatte ihr Studium geschmissen, und ich war ziemlich ratlos, was ich mit ihr machen sollte. Irgendetwas hatte sie mental völlig durcheinandergebracht, und ich ahnte, dass es nur mit sexuellen Problemen zu tun haben konnte. Schließlich kannte ich meine Zwillingschwester fast so gut wie mich selber, und ich wusste über ihren diesbezüglichen Leidensweg Bescheid.

Dann, irgendwann gestand sie mir, ein Kommilitone von der Kunstschule hätte sich ihr „genähert“, wie sie sich ausdrückte, und ich wusste so in etwa Bescheid, was sie damit gemeint hatte, obwohl sie sich weigerte, nähere Angaben darüber zu machen.

An diesem Abend, als sie mir das Geständnis machte, schlüpfte sie in mein Bett, und ich legte meinen Arm um sie und zog sie an mich und redete tröstend auf sie ein, so, wie ich es manchmal getan hatte, als wir noch Kinder waren.

Aber zu dieser Zeit waren wir keine Kinder mehr.

Mir fiel auf, dass sie sich irgendwie anders an mich schmiegte, als es sonst der Fall gewesen war. Ich konnte nicht einmal sagen, worauf dieses Gefühl beruhte. Ich merkte eben nur, es war anders als früher. Vielleicht aber kam es auch nur daher, dass wir uns länger nicht gesehen hatten.